Reporter FORUM

www.reporter-forum.de

Wir sind keine Sorgenkinder!

Schulstress, Bewegungsmangel, Computersucht – und dann noch überforderte Eltern: Ist es wirklich so furchtbar, heute in Deutschland aufzuwachsen? Keineswegs. Den Kindern geht es so gut wie nie zuvor.

Von Martin Spiewak, DIE ZEIT, 11.09.2014

Eines Tages, es muss etwa sieben Jahre her sein, fällt es Martin Dornes auf. Was in den Zeitungen über den Zustand der Familien und die Lage von Kindern steht, passt nicht zu seinen eigenen Erfahrungen. Vom "Kampf der Generationen" liest er und von "immer mehr psychisch kranken Jugendlichen", von jungen Gewalttätern, die "immer brutaler zuschlagen". Viele Kinder, erfährt Dornes, bewegten sich kaum, weil sie dauernd vor dem Fernseher oder Computer säßen. Ihre Leistungen in der Schule seien miserabel ("Pisa-Katastrophe"). Und die Eltern hätten "das Erziehen verlernt".

Die Familie: eine Trümmerlandschaft.

Die Schulen: kaputtgespart.

Die Vereinbarkeit von Kindern und Karriere: nirgendwo so schwierig wie hierzulande.

So schallt es Martin Dornes entgegen.

Martin Dornes ist damals Mitte fünfzig, sein Sohn und dessen Freunde stehen an der Schwelle zum Erwachsensein. Sie sind weder Computerjunkies noch Schulabbrecher geworden. Die jungen Menschen, die Dornes kennt, erscheinen ihm selbstbewusst und "lebenspraktischer", als er selbst es früher war. Wenn seine Frau, eine Gesamtschullehrerin, nach Hause kommt, erzählt sie keine Horrorgeschichten. Und beim Wort "Erziehungsversagen" denkt Dornes eher an seine eigene Jugend Anfang der sechziger Jahre. "Abends ließ uns mein Vater zum Heftappell antreten. Bei einer Zwei in Latein gab es Dresche."

Aber womöglich, denkt sich Dornes, ist das bildungsbürgerlich geprägte Frankfurter Nordend, wo er wohnt, der falsche Ort, um den Niedergang von Erziehung und Bildung mitzuerleben. Als Wissenschaftler weiß Martin Dornes, dass persönliche Eindrücke nur Splitter der Wirklichkeit sind.

Dornes ist Psychologe und Soziologe. Er arbeitet am Frankfurter Institut für Sozialforschung. Das ist keine Einrichtung, die für oberflächlichen Kulturoptimismus bekannt wäre. Als Autor mehrerer Bücher zur frühen Kindheit (Der kompetente Säugling) hat Dornes sich einen Namen gemacht. Also beschließt er, die wichtigsten Forschungsergebnisse der vergangenen Jahrzehnte zusammenzutragen: über Familien und Erziehungsstile, über Medienkonsum und Leistungsdruck, über den Gesundheitszustand der Kinder und Jugendlichen in Deutschland.

Das Vorhaben wächst sich zu seinem größten wissenschaftlichen Projekt aus. Im Arbeitszimmer seiner stuckverzierten Altbauwohnung reihen sich bald ein Dutzend Meter Bücher zum Thema. 15 Registerkästen mit mehr als 10.000 Seiten kopierter Fachaufsätze stehen auf dem Boden. Vier Jahre lang sammelt Dornes Befunde. Als er seine Recherche beendet, kommt er sich vor wie ein Ethnologe, der von einer langen Forschungsreise zu einem berüchtigten Indianerstamm zurückkehrt. "Wie war es?", fragt seine Frau. "Alles halb so wild", antwortet er. Die bösen Eingeborenen sind eigentlich ganz nett.

Denn was Martin Dornes aus den Studien, Befragungen und epidemiologischen Untersuchungen für sein Buch Die Modernisierung der Seele herausdestilliert hat, liest sich wie der spiegelbildliche Gegenbefund zur Katastrophenberichterstattung: Noch nie wuchsen Kinder und Jugendliche in Deutschland so sicher und umsorgt, gesund und zufrieden, gebildet und wohlhabend auf wie heute. Eltern erziehen kindgerechter und zugewandter als Mütter und Väter in früheren Zeiten. Nie war es einfacher, eine Familie zu gründen, in der jeder gute Chancen hat, glücklich zu werden. "Generation ADHS", "Generation Porno", "Generation Stress" – alles Schlagwörter fern der Realität. "Mediale Artefakte", sagt Martin Dornes.

Sein Lektor verspricht sich viel von dem Buch. Schließlich ist die Botschaft ebenso originell wie aufmunternd. Beim Verlag überlegt man, welche Interviewanfrage man zuerst bedienen soll.

Mit masochistischer Wonne kaufen die Deutschen Bücher übers Kinderleid

Es kommen aber keine Interviewanfragen. Auch die Rezensenten nehmen das Werk kaum zur Kenntnis (die ZEIT bringt eine Notiz von 20 Zeilen). Das Buch versinkt im Meer der Neuerscheinungen. Bis heute liegen große Teile der ersten Auflage von 2012 auf Halde.

Man kann mit Büchern über Kinder, Erziehung und Bildung durchaus Auflage machen. Viel Auflage. Bloß erzählen diese Bücher andere Geschichten. Die Erziehungskatastrophe, Tatort Familie und SOS Kinderseele heißen sie . In den Bestsellern dieses Genres überlassen Eltern ihre Kinder der Digitalen Demenz oder schwirren als Helikopter-Eltern über ihren Köpfen.

Die Deutschen kaufen diese Geschichten mit geradezu masochistischer Wonne. Auch wenn die Thesen auf maßlosen Übertreibungen, belegfreien Behauptungen und irregeleiteter Nostalgie fußen. Und sich permanent widersprechen: Mal heißt es, die Eltern verzärteln ihre Kinder und vernachlässigen deren Erziehung. Dann wieder machen sie sich schuldig, indem sie ihren Nachwuchs von einem Frühförderkurs zum nächsten treiben. Mal nimmt die Leistungsbereitschaft der Schüler dramatisch ab. Dann wieder ächzen sie unter dem G-8-Stress.

Von der weitverbreiteten Krise der Familie ist sogar überzeugt, wer selber im Alltag das Gegenteil erlebt. Laut einer Allensbach-Umfrage meinen nur 20 Prozent der Deutschen, hierzulande sei der Zusammenhalt in den Familien stark. Aber 82 Prozent finden, in ihrer eigenen Familie herrsche große Verbundenheit.

Eine gelb getünchte Villa in ruhiger Lage der Bonner Weststadt, man geht eine Treppe hinauf, schon steht man im Notstandsgebiet. Hier arbeitet der Kinderpsychiater Michael Winterhoff. Im Obergeschoss hat er seine Wohnung, seine Patienten empfängt er in den lichtdurchfluteten Behandlungsräumen darunter. Im Eingang wirbt ein Plakat für Winterhoffs neuestes Buch.

Fünf Titel sind mittlerweile unter seinem Namen erschienen. Alle heißen sie ähnlich: Warum unsere Kinder Tyrannen werden, Tyrannen müssen nicht sein, Persönlichkeiten statt Tyrannen ... Fast durchweg wurden sie Bestseller. Die Liste von

Winterhoffs geplanten öffentlichen Auftritten, einzusehen auf seiner Homepage, reicht bis ins nächste Jahr. Über ein Aufmerksamkeitsdefizit kann der Autor nicht klagen.

Kaum hat man im Behandlungsraum Platz genommen, breitet Winterhoff seine düsteren Visionen aus. Demnach wächst in Deutschland eine Generation von Egoisten heran, "lustorientiert", "leistungsunfähig" und "narzisstisch". Tyrannen eben. Vor 20 Jahren, sagt Winterhoff, habe es pro Klasse zwei, drei verhaltensauffällige Kinder gegeben. Heute seien nur noch wenige Schüler störungsfrei. Selbst an vielen Gymnasien sei "ein geregelter Unterricht nicht mehr möglich".

Wenn man Winterhoff reden hört, kann man live miterleben, wie sich die Lage des Nachwuchses verschlimmert. Zu Beginn des Gesprächs sind 50 Prozent der Schulabgänger "ausbildungsunfähig". Eine halbe Stunde später sind es 50 bis 70 Prozent, am Ende mehr als 70 Prozent. "Es dauert nicht mehr lange, dann haben wir hier Ghettos", sagt Winterhoff. In Deutschland, in Bonn. Beunruhigt blickt der Besucher in den gepflegten Vorgarten.

Als Schuldige macht Winterhoff neben Lehrern und Erziehern vor allem die Eltern aus. Weil sie ihren Kindern alles durchgehen lassen. Weil sie ihre Töchter und Söhne wie gleichberechtigte Partner behandeln. Weil sie mit ihnen eine schädliche "symbiotische Beziehung" eingehen. Viele Jugendliche verharren deshalb auf dem Entwicklungsstand eines Kleinkindes, sagt Winterhoff. Wie viele, Herr Doktor? "Wahrscheinlich die Mehrheit."

Nach zwei Stunden – inzwischen ist einem schwindelig von all den katastrophischen Zahlen – neigt sich das Gespräch dem Ende zu. Winterhoff bietet an, man könne gern wiederkommen. Wahrscheinlich lebe der Besucher selbst längst in "symbiotischer Verstrickung" mit seinen Kindern. Er, Winterhoff, habe da eine Therapie entwickelt.

800.000 Bücher hat Michael Winterhoff, der selbst Vater von zwei Kindern ist, in den vergangenen sechs Jahren verkauft. Alle großen Zeitungen und Magazine haben über ihn geschrieben oder ihn interviewt. Er ist der Thilo Sarrazin der Erziehung. Doch anders als Sarrazin trifft Winterhoff kaum auf Widerspruch.

Wo sind sie bloß, die verzogenen Despoten?

Das ist erstaunlich, denn der Erfolgsautor belegt seine Thesen fast ausschließlich mit Beobachtungen aus seiner eigenen Praxis. Er erzählt von einem Mädchen, das sich übergibt, wenn es nicht seinen Willen bekommt, und von einem Jungen, der jedes Zubettgehen zu einem mehrstündigen Drama macht. Das ist etwa so, als schriebe ein Gefängnisdirektor ein Buch über die Moral der Gesellschaft und führte als Nachweis die Verbrechenskarrieren seiner Häftlinge an.

Hätte Winterhoff recht mit seinem Befund, dann müsste man nur irgendeine Schule besuchen, am einfachsten die nächstbeste um die Ecke, und schon würde man das Personal aus seinen Büchern antreffen: die verzogenen Despoten aus Mittelschichtfamilien, die sich nicht bändigen lassen. Die überehrgeizigen Eltern, die Lehrer wegen schlechter Zeugnisnoten verklagen.

Michaelschule heißt die Grundschule, die ein paar Hundert Meter von Winterhoffs Praxis entfernt liegt. Es ist die zweite Stunde, und tatsächlich: Der Lärm aus der 3a dringt bis ins Treppenhaus. Im Klassenraum hocken die Kinder mal zu zweit, mal zu dritt zusammen und brabbeln vor sich hin; ein Mädchen spaziert im Raum herum, obwohl der Unterricht längst angefangen hat.

Dann macht die Lehrerin sich mit einem Gong bemerkbar. "Wer möchte?", fragt sie auf Englisch. Fünf Finger schießen hoch. Nacheinander tragen die Kinder ihre presentation vor, die sie gerade noch einmal mit dem Nachbarn geübt haben. Es ist die Woche vor der Fußball-WM, und die Schüler erzählen von ihrem "favourite player", wie alt er ist, bei welchem Club er spielt. Alles auf Englisch.

"Unsere Kinder sind wunderbar", sagt Christiane Albers. Seit 20 Jahren ist sie Lehrerin, die meiste Zeit davon an der Michaelschule. Große Veränderungen habe sie nicht bemerkt, erzählt sie. Außer vielleicht diese: "Wahrscheinlich können sich die Schüler heute etwas weniger konzentrieren." Eine Schulstunde am Stück nur zuhören, dazu sei kaum ein Kind mehr fähig. Aber so ein Unterricht sei auch wenig sinnvoll.

Dafür können die Schüler andere Sachen besser als früher. In der dritten Klasse Vorträge auf Englisch halten. Oder herausfinden, woran man in verschiedenen Religionen glaubt. Albers breitet eine Rolle Plakatpapier auf dem Tisch aus. Bilder

von Männern mit Kippa aus dem Internet, selbst geschossene Fotos der Bonner Synagoge, daneben handschriftliche und gedruckte Erläuterungen.

Die Kinder hatten die Aufgabe, gruppenweise eine Facette des jüdischen Glaubens zu recherchieren und den anderen auf einem Poster vorzustellen. Sie selbst habe so etwas als Schülerin auch gemacht, sagt Albers. "Aber frühestens in der Siebten."

Allgemeine Disziplinlosigkeit? Ganze Klassen, die über Tische und Bänke toben? Kennt man an der Michaelschule nicht. "Wir können über das Sozialverhalten unserer Kinder nicht klagen", sagt Christiane Albers. Für einen Beobachter ist es geradezu erstaunlich, über wie viel Selbstdisziplin achtjährige Schüler heute verfügen müssen, wenn sie sich beim sogenannten Stationenlernen nicht nur eigenständig mit Aufgaben versorgen, sondern auch in Eigenregie ihre Fehler kontrollieren.

Ein paar Straßen weiter und eine Schulform höher. "Die Grundschulen bereiten die Kinder in der Regel sehr gut vor", sagt Thomas Harth, Leiter des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums (EMA). Seine Schule, die nach außen den Charme der fünfziger Jahre ausstrahlt, übt den Spagat zwischen Erneuerung und Tradition. In dieser Woche hat die Schülervertretung den Unterricht am EMA übernommen. Thema der Projekttage: Gesundheit.

Kinder flitzen mit geliehenen Rollstühlen durch die Gänge, im Chemielabor kochen Schüler Slow Food, im Klassenraum daneben diskutieren sie die Risiken von Smartphones. Sie sprechen vom "Urheberrecht" und vom "Suchtfaktor". Sie erklären, wie die Überwachung durch die NSA funktioniert ("Das geht mit Suchwörtern und Filtern"). Sie besuchen die fünfte und sechste Klasse.

Als wortgewandt, zielstrebig und "sehr fokussiert" beschreiben die Pädagogen des Gymnasiums ihre Schüler. Auf die Frage, was die Kinder schlechter können als frühere Generationen, müssen die Lehrer überlegen. Rechtschreibung, lautet die Antwort meist. Mit den Endzeitprophezeiungen des Bestsellerautors aus ihrer Nachbarschaft können sie nichts anfangen.

Die Michaelschule und das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium sind nicht repräsentativ. Wer wissen will, ob die Untergangsszenarios, die den Diskurs prägen,

zutreffend sind oder nicht, muss fragen: Wie geht es der großen Masse der Kinder in diesem Land? Die Antwort ist: Immer besser. Man findet sie nicht nur an den beiden Schulen in Bonn. Sondern auch in Umfragen und Statistiken.

Vor einigen Wochen erschien die neue Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen des Robert Koch-Instituts, die größte Datensammlung zu diesem Thema. Danach schätzen 94 Prozent der Eltern die körperliche und seelische Verfassung ihrer Kinder als gut oder sehr gut ein. Die Kinder selbst sehen das zu 88 Prozent genauso.

Kinderkrankheiten sind dank Impfungen und Vorsorgeuntersuchungen schon lange auf dem Rückzug. Zwar gibt jeder sechste junge Deutsche eine chronische Erkrankung an, oft handelt es sich um Heuschnupfen. Aber die meisten Kinder können damit ein normales Leben führen. Vor allem: Zum wiederholten Mal widerlegt wird die These, dass Kinder sich kaum noch bewegen. Zusätzlich zum Turnen in Kita oder Schule treiben 78 Prozent von ihnen Sport, knapp zwei Drittel sind sogar im Verein.

Auch die Seelennot hat sich nicht verschlimmert, weder in den vergangenen Jahrzehnten noch in jüngster Zeit. Etwa 20 Prozent der Kinder zeigen psychische Auffälligkeiten: Sie können sich nur schlecht konzentrieren, haben häufig Ängste oder Probleme, Freunde zu finden. Diese "Risikokinder" leiden jedoch nicht alle unter einer mentalen Störung. Das wäre so, als würde man von einem Schnupfen automatisch auf eine Grippe schließen. "Wir weisen immer wieder auf den Unterschied hin", sagt Studienleiterin Heike Hölling vom Robert Koch-Institut. Leider steht es später doch wieder anders in vielen Zeitungen. "Therapie statt Spielplatz", heißt dann die Überschrift.

Martin Dornes, der Frankfurter Psychologe, zitiert in seinem Buch einen Aufsatz des Arztes Gustav-Adolf von Harnack, der in Hamburg 1.300 Kinder untersucht hat. 17 Prozent der Zehnjährigen litten unter Einschlafproblemen und Kopfschmerzen, 27 Prozent unter häufigem Erbrechen und Schwindel. Jedem vierten Jungen attestierten die Lehrer eine schlechte Konzentrationsfähigkeit, 16 Prozent störten gar permanent den Unterricht. Als völlig gesund gingen nur 39 Prozent der Kinder durchs junge Leben.

Von Harnack nennt auch die öffentlich diskutierten Gründe für die Symptome: "Reizüberflutung", "Beschleunigung", "eine verplante Kindheit", den "Autoritätsverlust der Eltern" sowie natürlich die Medien. Computer waren damit allerdings nicht gemeint. Dafür "Comic Books und illustrierte Zeitschriften". Schließlich stammt die Studie mit den bedenklichen Befunden aus dem Jahr 1958. In einem anderen Aufsatz von 1954 geißelt ein Kollege von Harnacks die Schwererziehbarkeit als neues Zivilisationsproblem: Zu keiner Zeit habe man so viele "kleine Tyrannen" gesehen.

In Zyklen wiederholen sich die Debatten um die angebliche Gefährdung der Jugend. Die objektiven Lebensrisiken dagegen werden von Jahr zu Jahr geringer. Gab es 1980 noch 1.159 Verkehrstote unter 15 Jahren, so starben 2013 auf den Straßen nur noch 58 Kinder. Die Suizidquote junger Menschen hat sich im selben Zeitraum halbiert. Ähnliches gilt für die schwersten von Jugendlichen (oft an Gleichaltrigen) verübten Straftaten.

Dem Bundesverband der Unfallkassen sind niemals weniger Verletzungen nach Prügeleien auf Schulfluren und Pausenhöfen gemeldet worden als heute. Antiaggressionstheater, Konfliktlotsen, Projekttage zum sozialen Lernen, Klassenräte: Mittlerweile gehören solche Initiativen auch in Schulen mit äußerst friedlichem Umfeld zur pädagogischen Grundversorgung. Als der Autor dieses Textes seinen elfjährigen Sohn fragte, wer denn der Stärkste in der Klasse sei, musste der erst einmal überlegen. Dann kam die Antwort: "Vielleicht die Emma, die ist die Größte von uns." Die Lehrer sind gehalten, jedes kleinste Raufen sofort zu unterbinden. Was einst als übliche Hänselei durchging, gilt heute als Mobbingfall.

Eltern verbringen mehr Zeit mit ihren Kindern als früher, sogar beim Essen

Auch in den Familien geht es weit friedlicher zu. Einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen zufolge ist der Anteil der Jugendlichen, die zu Hause massiv geschlagen werden, zwischen 1992 und 2011 um mehr als die Hälfte zurückgegangen. Heute verstößt schon gegen das Gesetz, wer sein Kind ohrfeigt. Mehr Liebe, weniger Hiebe, auf diese Formel bringt es der Institutsleiter Christian Pfeiffer.

Das ist die wichtigste Veränderung im Leben von Kindern: die Entspannung im Verhältnis der Generationen. Die Annäherung zwischen Kindern und Eltern ist so weit fortgeschritten, dass es Familienforschern schwerfällt, bei Werten, Haltungen und Lebensstilen noch Unterschiede auszumachen. Das Wort vom "Generationenkonflikt" verschwindet, wie der "Familienvorstand" und das "Fräulein" verschwanden.

Mehr als 90 Prozent der Jugendlichen sagen heute, sie verstünden sich gut mit ihren Eltern. Drei Viertel der Befragten würden ihre eigenen Kinder so erziehen, wie sie selbst erzogen wurden. Ältere Deutsche bewerten ihre Eltern viel negativer. Selbst seine Großeltern findet heute nur jeder fünfte Teenager altmodisch. "Man sieht eine Generation, die alle Erwartungen der Gesellschaft nach Verantwortung, Leistungsbereitschaft und Familiensinn erfüllt", schreiben die Autoren der Shell-Jugendstudie.

Solche Befunde sind für manche offenbar unerträglich positiv. Selbst aus den besten Forschungsergebnissen konstruieren sie ein Problem: Sind die Jugendlichen nicht längst viel zu angepasst? Es ist doch nicht normal, dass Kinder als eines der wichtigsten Vorbilder heute die eigene Mutter nennen! Muss es sein, dass Väter in dasselbe Konzert gehen wie die Söhne und die gleiche Jeans tragen?

Früher haben die Eltern den Konzertbesuch verboten und geblafft: Wie siehst du denn aus! Wäre das besser? Und hat ein Jugendlicher, der mit 15 Jahren schon zum Austauschjahr nach, sagen wir: Argentinien geht, das Rebellieren zum Selbstständigwerden nötig?

Ein anderer gern erhobener Vorwurf: Die Jugendlichen, die so ordentlich funktionieren, engagierten sich nicht für die Gesellschaft, sie seien zielstrebig bloß für sich selbst und nicht für andere. Entgegnet man darauf, dass immer mehr Abiturienten vor dem Studium ein Freiwilliges Soziales Jahr einlegen und dass die Freiwilligendienste gar nicht so viele Stellen anbieten können, wie es Bewerber gibt, heißt es: Alles bloß, um den Lebenslauf auf Hochglanz zu polieren.

Die Jungen schauen nicht nach rechts und links? Das muss man wohl eher ihren erwachsenen Kritikern vorwerfen, die sich nicht von lieb gewonnenen Vorurteilen abbringen lassen wollen.

Die Nähe der Generationen zueinander bedeutet nicht, dass Eltern und Kinder verlernt hätten zu streiten. Im digitalen Dauerchat Pubertierender füllt die Klage über "ungeile Eltern" endlose Zeilen. Aber die familiären Streitfragen enden viel seltener in starren Fronten oder Sprachlosigkeit als früher. Sie sind lösbar geworden.

Familienforscher wie Sabine Walper vom Deutschen Jugendinstitut sprechen von einem Verhandlungsstil der Erziehung, der den alten Befehlsstil ersetzt habe. Eltern fordern von ihren Kindern keine Unterordnung mehr, sondern nehmen sie ernst. Auch Eltern müssen sich ihre Autorität inzwischen verdienen, durch Geduld und geschickte Kommunikation, gute Argumente, Fairness und – Liebe.

Die Flut der Erziehungsratgeber wird stets als Ausdruck einer Verunsicherung der Eltern interpretiert. Man kann aber auch sagen: Eltern halten Erziehung für wichtig. Sie sind lernbereit. Es gibt seit Jahren eine Flut von Kochbüchern. Niemand würde sie als Zeichen für den Verfall der Kochkünste anführen.

Erziehen kostet heute viel Gedankenarbeit, Nervenkraft und Zeit. Ein Machtwort des Vaters ist schneller gesprochen, als ständig die Regeln neu zu justieren. Tatsächlich verbringen Eltern heute im Schnitt mehr Zeit mit ihren Kindern als in früheren Jahrzehnten. Besonders die Väter. Die aktuellsten Zahlen stammen aus den USA. Dort stand ein Vater 2011 im Durchschnitt dreimal länger auf dem Spielplatz oder am Wickeltisch als 1965. Auch in Deutschland sind Väter ihrem Nachwuchs mittlerweile so nahe, wie das noch eine Generation früher kaum vorstellbar war.

Ebenso widmen die Mütter ihren Töchtern und Söhnen mehr Alltagszeit. Weil in kleineren Familien das einzelne Kind mehr Aufmerksamkeit erhält. Weil Maschinen, Tiefkühlkost und Putzhilfen die Hausarbeit erleichtern. Selbst berufstätige Frauen verbringen heute ähnlich viel Zeit am Tag mit ihren Kindern wie Hausfrauen ohne Beruf in den sechziger und siebziger Jahren. Es stimmt auch nicht, dass Familien sich nicht mehr täglich zum Essen versammeln. Forscher der Universität Gießen haben vor einigen Jahren sogar ermittelt, dass Eltern und Kinder einige Minuten länger als früher gemeinsam bei Brot, Braten oder Pizza am Tisch sitzen.

Die Kinder wissen die Zuwendung zu schätzen. Je nach Alter und Befragungsmethode meinen nur zehn bis zwanzig Prozent, ihre Eltern hätten zu wenig

Zeit für sie. Ähnliche Zahlen erhalten Forscher seit Jahren, wenn sie von Kindern und Jugendlichen wissen wollen, wie sie insgesamt mit ihrem Leben zufrieden sind. Die jüngste Studie dazu erschien vor sechs Wochen: das LBS-Kinderbarometer. Da antworten 80 Prozent der 9- bis 14-Jährigen, sie fühlten sich wohl oder sehr wohl. Es gibt keine Erhebung, in der die Quote der unglücklichen Kinder die Zehn-Prozent-Marke überschreitet.

Angesichts dieser Zahlen müssen Eltern in diesem Land ziemlich viel richtig machen. In der öffentlichen Debatte geht es aber darum, was sie angeblich alles falsch machen. Seit einiger Zeit sollen sie dem Frühförderwahn verfallen sein. Sie traktieren ihre Kinder schon zur vorschulischen Synapsenpflege mit Geigenstunden oder Sprachunterricht, heißt es. Am liebsten mit Chinesisch.

Ohnehin sei das eigene Kind für viele Eltern heute nur ein "Sinncontainer", ein "Projekt", das es zu optimieren gelte zwecks "Distinktionsgewinn". So war es auch schon in der ZEIT zu lesen. Der Lehrerfunktionär Josef Kraus ließ solche Thesen vergangenes Jahr zwischen zwei Buchdeckel pressen, der Spiegel machte daraus eine Titelgeschichte.

Seriös betrachtet, schrumpft das vermeintliche Massenphänomen schnell zum Randgeschehen. Weniger als drei Prozent der deutschen Kitas sind laut dem Verein für frühe Mehrsprachigkeit bilingual. Angesichts der vielen Migrantenkinder ist dieses Angebot eher zu klein. Ganze zehn Kindergärten der Republik haben Chinesisch im Programm, von 52.000. Plattdeutsch bieten doppelt so viele Kitas an.

Erkundigt man sich in den mutmaßlichen Hochleistungslaboren der Frühpädagogik, dann hört man: So etwas wollen wir gar nicht sein. Mit solchen Ideen sei man bei ihrer Einrichtung "völlig an der falschen Adresse", heißt es etwa in der Deutsch-Chinesischen Kita im Berliner Prenzlauer Berg. Die Kinder stammten fast alle aus deutsch-chinesischen Familien.

Auch die Behauptung, die angebliche Bildungspanik der Eltern lasse sich ablesen an zahllosen Klagen gegen Schulen, entbehrt jeder Datengrundlage. Das legt eine Anfrage bei sieben der größten Verwaltungsgerichte Deutschlands nahe. In München, Stuttgart, Berlin und Köln: Nirgendwo verzeichnet man im Schulrecht einen

Anstieg der Streitfälle. Die Zahl bewegt sich jeweils im niedrigen zweistelligen Bereich – bei jährlich Millionen von Schulnoten, Zeugnissen und Übergangsentscheidungen.

Der Angstblick auf die Kinder hat die Sicht auf die Tatsachen längst vernebelt. Bei wenigen anderen Themen fallen Wahrnehmung und Realität so sehr auseinander. Gute Botschaften bleiben ungehört, während jede (vermeintlich) schlechte Nachricht ein vielstimmiges Echo findet. So wurde die große Gesundheitsstudie des Robert Koch-Instituts Ende Juni in der deutschen Öffentlichkeit fast völlig ignoriert. Kaum jemand erfuhr, dass sich die Quote der rauchenden Jugendlichen in den vergangenen sechs Jahren fast halbiert hat. Sie liegt jetzt bei rund zwölf Prozent.

Wie groß dagegen die Aufregung, als Unicef vergangenes Jahr eine internationale Studie zur Lebensqualität von Kindern veröffentlicht. Der deutsche Nachwuchs schneidet auch darin gut ab. Nur eine einzige von drei Dutzend Ranglisten scheint Anlass zur Sorge zu geben: Auf einer Zufriedenheitsskala liegt Deutschland nur auf Platz 22. Genau diese Tabelle pickt Unicef für seine Pressemitteilung heraus.

Die Journalisten beißen an. "Gut situiert, aber unglücklich", titelt die Süddeutsche Zeitung, als "maßlos unglücklich" beschreibt die Welt die jungen Deutschen. Schnell finden sich Experten, die die Gründe dafür kennen: Computerspiele (Hirnforscher Manfred Spitzer), die Erziehungsunfähigkeit der Eltern (Michael Winterhoff), die Schule (Sozialwissenschaftler Klaus Hurrelmann).

Die Studie selbst können sie alle nicht gelesen haben. Denn ihr kann man entnehmen, dass 84 Prozent der deutschen Jugendlichen zufrieden sind. Nur sind es in vielen anderen Ländern unwesentlich mehr. Wegen eines Unterschieds von zwei, drei Prozentpunkten liegen diese Länder in der Rangliste vor Deutschland. Statistisch ist das irrelevant. Das bestätigen auf Anfrage selbst die Autoren der Unicef-Studie. Die Journalisten sind also einer Nullaussage aufgesessen – die sich aber in ihren Ohren plausibel anhörte.

Wie kann das sein: Obwohl es den Kindern immer besser geht, glaubt man, dass sie es immer schwerer haben? Dazu eine These: Man muss das "obwohl" durch ein "weil" ersetzen. Der Eindruck, dass alles schlechter wird, liegt daran, dass es

tendenziell besser wird. Nicht die Probleme der Kinder wachsen ständig, sondern es wächst die Sensibilität dafür. Nicht die Erziehungskompetenz der Eltern sinkt, es steigen vielmehr die Anforderungen an sie.

Der Philosoph Odo Marquard hat dieses Phänomen das "Gesetz der zunehmenden Penetranz der Reste" genannt. Je ausgefeilter die Gewaltprävention, desto skandalöser, wenn doch etwas passiert.

Ein anderes Beispiel: Die Zahl der Kitas und Krippen, Horte und Ganztagsschulen hat in Deutschland einen historischen Höchststand erreicht. Gleichzeitig wird heftiger denn je über die schlechte Vereinbarkeit von Familie und Beruf geklagt.

In der vorletzten Woche hat ein Autor der Süddeutschen Zeitung eine ganze Seite über die angebliche Kinderfeindlichkeit in Berlin geschrieben. Der wichtigste Beleg war eine Lärmschutzwand, die um eine Skateranlage herum errichtet worden war. Autoren, die die Kinderfeindlichkeit der Städte beklagen, erinnern sich offenbar nicht an die rostigen Klettergerüste und traurigen Wippen der siebziger Jahre. Auf den Spielplätzen von heute kann man sicherer und abwechslungsreicher toben als früher.

Nie waren unserer Gesellschaft Kinder so wichtig wie heute, nie gab es so viele Jugendzentren, Erziehungsberatungen und Frühförderstellen. Die Gesetze zum Kinderschutz wurden stetig weiter verschärft. Das subventionierte Freizeitangebot – Kinderopern, Kinderunis, Kinderkurzfilmfestivals – ist gigantisch.

Die staatlichen Ausgaben für Familie und Bildung sind auf einem Allzeithoch. Tatsächlich, auch wenn ständig anderes zu lesen ist: Seit 2005 ist das Budget pro Schüler um 19 Prozent gewachsen. Inflationsbereinigt. Deutschland erlebt gerade eine zweite große Bildungsexpansion nach der ersten in den siebziger Jahren. Damals beendete noch mehr als die Hälfte eines Jahrgangs das Lernen nach der Hauptschule oder blieb ganz ohne Abschluss. Nicht einmal jeder Fünfte schaffte es auf die Universität. Selbst wenn ein Abitur heute einfacher zu erlangen ist als damals: Im Schnitt ist die junge Generation gebildeter als alle ihre Vorgänger.

Aus gebildeteren Jugendlichen werden besser informierte Eltern, die sich wiederum besser um ihre eigenen Kinder kümmern – und sensibler auf deren

Schwierigkeiten reagieren. So erklärt es sich wahrscheinlich, dass immer mehr junge Menschen einen Therapeuten aufsuchen – es heißt, jedes zweite Schulkind sei schon einmal in Behandlung gewesen.

Das Wort "Therapie" legt frühkindliche Dramen nahe. Doch schon wer heute mit einem Fünfjährigen, der leicht lispelt, zum Arzt geht, bekommt professionelle Hilfe angeboten. "Das wächst sich wahrscheinlich raus", sagt dann der Kinderarzt, "aber ich kann Ihnen auch ein paar Stunden Sprachtherapie aufschreiben." Die meisten Eltern schicken das Kind in einem solchen Fall zum Logopäden. Die Sitzungen werden das Kind ja nicht belasten (das öffentliche Gesundheitsbudget freilich schon).

Die schlimmste Folge des Alarmismus: Er wirkt empfängnisverhütend

Der Alarmismus, mit dem über kranke oder angeblich krankgeredete Kinder debattiert wird, hat üble Folgen. Wer sich um die Mittelschichteltern und ihre Kinder sorgt, kreist um ein Pseudoproblem – und vergisst darüber die wirklichen Nöte.

Denn natürlich gibt es Kinder, deren Zukunft düster aussieht. Sie leben nicht in Reihenhaussiedlungen und besuchen eher selten das Gymnasium. Ihre Väter und Mütter lesen in der Regel auch keine Erziehungsratgeber und besuchen keine Elternkurse.

Deutschlands Kellerkinder sind am Rand der Gesellschaft zu finden, wo Armut auf Vernachlässigung trifft und Schulversagen auf vererbte Perspektivlosigkeit. Es sind jene 15 bis 20 Prozent, die als Jugendliche nur auf Grundschulniveau lesen und rechnen können. Viele von ihnen stammen aus einer Migrantenfamilie und hatten schon am Tag ihrer Einschulung kaum eine Chance, zu den anderen aufzuschließen.

Jungen und Mädchen aus sogenannten Multiproblemfamilien sind doppelt so häufig psychisch auffällig wie ihre bessergestellten Altersgenossen. Die Zahl der besonders Dicken unter ihnen hat sich in den vergangenen 20 Jahren verfünffacht. In diesem Milieu rauchen die Kinder häufiger, sitzen länger vor dem Bildschirm, essen mehr Junkfood und erhalten weniger Zuwendung von ihren Eltern – selbst wenn diese arbeitslos sind und eigentlich Zeit für sie hätten. Es ist dieses Milieu, in dem Misshandlungen geschehen. Es sind diese Kinder und Jugendlichen, die öffentliche

Aufmerksamkeit benötigen. Doch die wird absorbiert von einer überflüssigen Debatte. Das ist das eine Ärgernis der Katastrophenberichterstattung.

Das andere lautet: Längst entfaltet der Katastrophismus eine verhütende Wirkung. Drei Faktoren entscheiden in einem modernen Industrieland darüber, ob Paare Kinder bekommen, sagt Norbert F. Schneider, Direktor am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung: die finanziellen Rahmenbedingungen, das öffentliche Betreuungsangebot und das gesellschaftliche Klima. Der letzte Faktor sei in Deutschland "stark unterschätzt". Hierzulande fehlten "positive Familienbilder".

Warum sich selbst überfordern mit der Erziehung von Kindern? Weshalb sich zerreißen zwischen Familie und Job? "Alles, was ich über das Kinderhaben höre und lese, ist so furchteinflößend, dass ich manchmal denke: Man muss ja total wahnsinnig sein, auf die Idee zu kommen, wirklich ein Kind zu kriegen", schreibt in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung die Journalistin Antonia Baum, 29 Jahre alt und kinderlos. Niemand holt sich freiwillig eine Katastrophe ins Haus. So wie niemand gern sein Leben mit Tyrannen teilt.

Das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung hat kürzlich die Einstellung der Deutschen zu Kindern erhoben. Von den Kinderlosen zwischen 18 und 50 Jahren glaubte mehr als die Hälfte nicht, dass Kinder die Lebensfreude oder die Zufriedenheit erhöhen.

Was für ein Irrtum.

Seit Jahren fragen sich Politiker, wie um Himmels willen man die Deutschen zum Kinderkriegen motivieren könnte. Das Elterngeld wurde erfunden und das Betreuungsgeld, sogar die Bundeswehr bekam Kitas. Die Geburtenrate blieb niedrig. Wie wäre es, wenn man einfach aufhören würde, die Kinder und das Leben mit ihnen schlechtzureden?